

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 96

Freitag, den 3. Oktober

1919

Das Wasser kommt!

Roman von Artur Winkler-Fannenberg.

(12. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Und einer beschäftigte ihn namentlich. Während Doktor Wolf den Fuß in seine Bandagen schaute, hatte er geplobert. Vom Wetter natürlich. Wie hatte er gesagt? „Das fängt gerade so an wie vor zwei Jahren. Ich hatte damals meine Dorfbrau eben bekommen; noch solange war herrlichster Sonnenschein gewesen und auf den Feldern zelte die glühende Gottesgabe, da plötzlich lagen die Berge in einem Nebel, wie mit Seiden umgeben, im Tal krochen die Gewitter, und hinter dem Eulenberg gingen zwei Wolkenbrüche nieder. Das war ein Wassersturz! Und von daher sind die Reglerungspläne, um die jetzt endlich projektiert wird. Genau so fing es damals an! Wolkenbrüche hinterm Eulenberg sollen immer das Signal sein, daß das Hochwasser kommt, sagen die Bauern im Oberwald, und das haben sie mir heute wieder gesagt.“

So hatte der Medizmann im Lobensruß geplaudert und brachte heftig die Regen, brauste der Sturm eine erste Begleitmelodie. Die Nacht beging leiblich. Der Fuß schmerzte nur, wenn er irgendwo anließ, und Werner hatte mit geringer Unterbrechung geschlafen. Bei Toni waren seine Gedanken gewesen, als er saß in das Reich des Unbewußtseins hinüber, und sie hatte ihm Traume ihren Gegenbesuch gemacht. Das war ein hohes Traum gewesen, und wenn es brauchen sich rufelns wild weitergetrieben hatte, den Glücklichen hätte nichts gefehlt.

Er erwachte. Der erste Gedanke war wieder Toni. Ihr hatte er am Nachmittag vorher gesprochen — nichts von seinem Unfall; weshalb sollte er sie ängstigen — viel Liebes und Herzliches, viel Vertrauen und viel Trostreden — und nun würde der grauhaarige Alte herauskommen und ihm etwas bringen. Keine Antwort. Sie konnte sich ja kaum aus dem Hause wagen, und ob Trude Wilborn die Freundespflicht so heilig nahm, ihr in diesem Auftrage der Natur einen Besuch zu machen! Auch dann aber war das, was er heute erwartete, gefehlt gesprochen, und sein Brief kam heute erst im Hardthaus an.

Was versich das? Neugiersten wollte man sich nicht melden, nur Liebe und Treue. Da trat Frau Lemle ein und brachte das Frühstück. Teilsnehmend erkundigte sie sich, und wie sie selber, Tasse und Krug ordnete, Mutter und Brot dem Patienten in bequem handliche Nähe rückte, erzählte sie:

„Geller ist 's geworden, Herr Leutold, manchmal hat man einen Zuck im Tal.“ Sie wies durchs Fenster. „Eben jetzt wieder zerreißen die Wolken und Unertersdöhl liegt da, hübsch, na! Die Wetter sind herumgezogen, hinter den Eulenberg. Dort ist 's halt böse. Der Josef vom Grünert war da, er hat's Fleisch gebracht, der sagte, hinterm Eulenberg ist die Nacht ein Wolkenbruch niedergegangen.“ Werner fuhr empör: „Hinterm Eulenberg ein Wolkenbruch!“ Er dachte an die Kropfpeizung des Arztes. „Ja, ja, und das Wildwasser kommt schon ganz dunkelbraun herunter. Gott schätze die armen Leute da drüben!“

11.

Zur selben Stunde saß Heinrich, mit der kurzen Pfeife im Munde, an einem Fenster der geräumigen Wohnstube und versorgte das jagende Gewölz. Er paffte die Wolken. „Es zieht fort, Mutter, diesmal wird es nicht schlimm.“ „So, ja“ antwortete Frau Leutold und blieb ernst bei ihrer Näherci.

„Es hätte ruhig sein ordentlich kommen können, vielleicht kriegte der Landrat dann Einsicht. Die Entschädigungen mochten am Ende mehr als unsere ganze Forderung.“

Der Sohn antwortete nichts. Er hatte andere, ganz andere Gedanken —

„Wu?“ fragte die Mutter. „Ja, was soll ich sagen? — Der liebe Gott wollt's noch nicht. Was soll ich da sagen?“ Seine Stimme klang frischer und freier, sein ganzes Wesen hatte mehr Sicherheit und Zufriedenheit. Und es drängte ihn auszusprechen, was er eben gedacht hatte.

„Wenn der Regen nicht wieder schlimmer wird, will ich nach der Holzschleife gehen. Es könnte uns was wegs geschemmt werden, wenn man nicht nach dem Rechten schaff — nicht wahr, Mutter?“

„Ja, klug's aus der anderen Fensterische, „das tu' nur, die Jellen sind schlief, und man muß das Seine zusammenhalten —“

„Und dabei gehe ich am Hardthofe einmal heran. Will doch sehen, ob die Toni noch brummt.“ Er fand auf, schritt durch die Stube und paffte den süßlich duftenden Tabak noch versüßter vor sich hin. Dagwischen sprach er:

„Gefchoren hat derhardt, Mutter, wirklich und leibhaftig geschworen?“

„Wirklich und leibhaftig! Bei meiner Seele Seligkeit hat er gesagt.“

„Dann ist's gut. — Ich war wild und dumme, Mutter, ich werde die Toni um gut Wetter bitten —“

Die Alte lachte. „Mach, was du willst, 'ne Dummsheit wird's ja doch wieder sein, denn dumm bist du in der Sache gewesen, dumm und wild, du halt ganz recht.“

Heinrich wendete sich herum. Auf die Stirn trat ihm wieder die tiefe, furchige Falte, um die Lippen zog sie sich und entstellte das sonst hübsche Gesicht.

„Mutter, wenn ich denke, wie mir's gegangen ist, seit der Werner kam, Mutter, in mir zuck's und müht's! Ich hatte meinen Grund, so zu sein, wie ich eben war. Ich laß mir die Toni nicht nehmen, da sag' auch ich: bei meiner Seele Seligkeit.“

„Wer könnt' sie dir nehmen?“

„Jetzt niemand mehr, nach Hardts Wort. Aber bloß, wenn ich zurückbleibe, schüttelt mich's, heiß und kalt! — Also nach der Holzschleife geh ich und in den Hardthof. „Wes' nur und sei zu Mittag hier. Wenn sich's weiter aufhebt, ist dann vielleicht was auf dem Felde zu tun.“ Er nahm die schlaufige Zoppe vom Aegle, eine Mähe und einen handfesten Stod. Am Herde klopfte er die Mähe aus der Pfeife und dann ging er.

Noch wehte ein lebhafter Wind und seiner Regen schob schräg daher, aber am Himmel gelagten sich ein paar blaue Stellen, als wollten sie tröstend melden: das schlimmste ist vorbei.

Rüdig ging Heinrich bergan und nach einer halben Stunde trat er über die Steinschelle des Hardthofes. Im Flur stieß er auf Toni.

Sie sah sich nach ihm um und wollte rasch vorüber. Da trat er ihr in den Weg und freckte die Hand hin. „Toni,“ sagte er, „wir haben uns gesankt und leid tut mir's. Du hast mich beleidigt, aber ich will mit dir Frieden haben, deshalb komme ich, gib mir die Hand —“

„Frieden?“ erwiderte sie kühl. „Den will ich auch. Aber mehr soll keiner wollen —“

„Doch, ich will mehr, das weißt du —“

„Und du weißt, daß ich's nicht will.“

„Toni!“

„Wir wollen in Frieden auseinanderkommen. Heinrich, damit bin ich einverstanden.“

„Auseinanderkommen?“ Die Stimme klang rau und erbittert.

Netzen, aber methodisch herausgehobenen Schnurhart. Er setzte sich an einen für die Presse reservierten Tisch nahe am Podium, besetzte ein Blatt Bier, zog einige Briefe aus der Tasche und fing ohne weiteres an, sie zu lesen. Der Herr kannte ihn. Es war der Kritiker des „Stadt-Blattes“.

„Der Mann sieht sehr intelligent und scharf aus,“ behauptete Aquino. „Eine junge Kraft; ich werde ihm Gelegenheit geben, seine ersten Sporen zu verdienen.“

Dann kam der große Augenblick, in welchem ein gutgekleidetes Individuum erschien, das Portemonnaie herauszog und eine Briefkastkarte nahm.

Sofort schickte Aquino den Kellner zu dem Kassierer und ließ um die zwei Franke bitten. Der Kassierer ließ zurückfragen, er bedauere sehr.

„Bibel!“ brante Aquino auf: „Dafür wird er hinansgeschickt, sobald ich anfrage.“

„Was halb neun kamen nur fünf oder sechs Personen darunter zwei Zahler. Das war alles.“

Aquino war allmählich ganz weiß geworden. „Ist es nicht? Wo bin ich? Das ist die freie Schweiz? Wo sind die gebildeten Stände? Erbärmlich! Ich kann nicht um sechs Franke. Zwei Stunden lesen. Ich lasse den Leuten die Ged. d. e. e. e. — schon um meinen Vermieter zu ärgern — ich gehe weg.“

„Oben Sie,“ sagte ich ihm auseinander, „sechs Franke sind wenig, aber immerhin sechs Franke — nicht wahr. Krugenderes zu tun. Da sitzen doch um Menschen, zu denen Sie sprechen können. Sie haben eine Tribüne, einen glänzenden Saal.“

„Gähn — aber holen Sie wenigstens noch Leute — ich kann doch nicht vor einem Duzend Menschen lesen. Gehen Sie doch von der Straße welche ein — ganz egal!“

Ich nahm meinen Hut und stützte zu meinem Barbier, der in der Nähe wohnte und gerade seinen Laden schloß. Ich erklärte ihm, er müsse augenblicklich mit seinen drei Waisen zu einer Vorlesung kommen, es sei unerträglich dringend. Alle drehten und wandten sich, keiner wollte. Ich bot ihnen Freibier an, es zog nicht. Nur der kleine Lehrling ließ sich endlich hängen und modern bereit finden, falls er Zigaretten bekäme. Ich nahm ihn mit, obwohl er nicht sehr repräsentativ ausah. Dann führte ich, den rasend galoppierenden Stütze an der Seite, in das Kolonnen-Kaffe, wo der Kellner Eduard zufällig seinen Dienst beendet hatte und im Weggehen war. Er nahm so freundlich an, daß ich ihm kein Freibier verpasse. Untenwegs unterließ er mich von alledem mit unbekanntem besüßigen Diktieren, die er gelesen hatte.

Als ich mit dem Kellner und dem Feuilleur ankam, war bereits eine Rebote unter den Gästen ausgebrochen. Der erste Zahler, welcher vorhin einen so humpeligen Eindruck gemacht hatte, forderte, weil er nicht länger warten wollte, von Aquino seine zwei Franke zurück, die ihm dieser beim besten Willen nicht geben konnte, da der Kassierer trotzigen mit der Kaffe nach Hause gegangen war. Von den Freiblektern hatten sich bereits einige entfernt, die anderen klopfen im Chor mit den Wertscheiben auf den Tisch und der Kritiker las mit vollständiger Gelassenheit Briefe.

„Ich habe auf diese Herren gemartet.“,“ schrie Aquino. „Nicht lange ich an!“

Alle blühten gespannt nach der Tür, was das für Herren wären. Es erschien der Barbier, jugendlich, elegant, die gelbende Zigarette im Schnabel. Gelächter. Und als der Kellner sichtbar wurde, schrie alles: „Ah, der Eduard von den „Kolonnen!“ Hoch Eduard!“ Eduard schmunzelte vorlegen.

In dieser wehwehollen Stimmung betrat Thomas von Aquino das Podium und begann seine Papfoblen zu lesen. Bei den ersten Worten faltete der Kritiker seine Briefe zusammen, lehnte sich in seinen Stuhl zurück, nahm seinen Zwickel ab, zog sein Taschentuch aus der Brusttasche und begann den Zwickel mit dem Taschentuch zu putzen.

Aquino las eindringlich, lässig unbewegt, als sei ihm die ganze Angelegenheit nicht nur gleichgültig, sondern direkt unangenehm.

Die Leute hörten ein paar Minuten verblüfft zu, dann wichen sie sich an, als wollten sie sagen: Was hat denn der Mensch, was will er denn — — —

Der erste, dem es zuviel wurde, war der Feuilleur. Er trat seinen Vorkopf herunter, stand auf, schmiss seinen Zigarettenstummel kräftig in die Ecke und verließ langsam das Lokal. Alle lächelten.

Nach kurzer Zeit klopfte ein Freiblekter auf den Tisch und sagte: „Zahlen!“ Andere benutzten die Gelegenheit, um ebenfalls ihre Rechnung zu ordnen; sie gaben sich das Ansehen von Menschen, die bis zu einem gewissen Grad Spaß verstanden, aber die Grenze gern eingepaßten wüßten. Dann brach man mit gewollter Ungelehrtheit auf.

Aquino schien nichts von alledem zu bemerken, im Gegenteil, er kam allmählich in Wärme, seine Worte klangen fester, seine Augen wurden farr und strahlend.

Der Zuhörerkreis bestand nun noch aus fünf Personen. Die drei Zahler, die ihr Geld abgeben wollten, der Kellner Eduard von den „Kolonnen“, der die Literatur liebte, und der Kritiker, dem nunmehr nicht mehr gleichgültig war.

Aquino geriet immer mehr in Feuer. Sein Gesicht rötete sich, sein raselnder Schöpf flatterte und seine Worte schienen glühend aus einer heißen Tiefe zu kommen. Er las den Sang von der „Nordlandsstüne“:

„Karg war die Erde und der Himmel war schwer —“ Die drei Zahler genierten sich lo furchbar für ihn, daß Tränen in ihre Augen traten. Sie sahen nach der Tür, verständigten sich untereinander mit Blicken und wickelten einer nach dem anderen auf den Behen den Saal.

Den Kellner Eduard überfiel der Gedanke: „Wenn jetzt der Herr dort drüben auch noch weggeht, bleib ich ganz allein.“ Diese Situation erschien ihm so entsetzlich, daß er seine Liebe zur Literatur, seine Freundchaft für mich, seine Schächternheit überwand und das Weite nahm.

Der Kritiker sah da und fing an, sich ein Urteil zu bilden. Er zog langsam sein Notizbuch hervor und legte es auf den Tisch. Er nahm einen Bleistift aus der Tasche und ein Meßer und begann den Bleistift mit dem Meßer zu spizen.

Aquino, der immer tiefer versunken war, wurde bei einer jenen lyrischen Stelle plötzlich durch das Schaben des Kritikers gestört. Er unterbrach sich, fuhr wie ein Zersinger auf und schrie:

„Herr! Sie machen mich nervös! Ich kann in Ihrer Gegenwart nicht weiterlesen! Wehen Sie zum Teufel!“

Der Kritiker steckte Notizbuch, Bleistift und Meßer ein, setzte Zwickel und Hut auf und entfernte sich vollkommen gleichgültig.

Jetzt erst schien sich Aquino ganz und gar wohl zu fühlen. Er sprach in eine dunkle Ferne, wie ein Geistesfieber, zu Menschenseelen irgendwo da draußen. Oder wie ein Schauspieler zu einer horchenden Menge, die er nicht sieht. Die Spiegel an den Wänden warfen das Bild des gestikulierenden Menschen sich überall zu, und die Worte kamen in dem leeren Raum unheimlich zurück in dem Sprechenden zurück.

Er lautete manchmal, als wollte er einen Traum abschätzen, der ihn band. Als und zu wiederholte er den gleichen Vers drei oder viermal.

Inzwischen hatte ich draußen auf der Straße das Geräusch verbreitet: Im Saal des „Universeum“ steht einer ganz allein und deklamiert Verse.

Das Kaffe füllte sich; vor einer Saalröh stauten sich die Leute und redeten die Hälfte. Einer trat herein. Anders drängten nach, und allmählich war der Raum voll Menschen, die alle sehen wollten, wie ein Narr ganz allein da steht und Verse deklamiert. Bei einer gewaltigen Stelle schrie plötzlich jemand: „Bravo!“ Nun entstand ein Säulensärm. Alle brüllten Bravo, klatschten die Hände, riefen mit Stößen auf den Fußboden.

Aquino schien sich darüber nicht im geringsten zu wundern. Er fing an zu lachen, seine Augen bekamen einen tierischen Ausdruck, er stieg auf den Tisch, vor dem er stand und begann die Blätter seines Manuskripts in das Publikum zu werfen. Dazu improvisierte er ungerichtetes Zeug:

„Geliebte Stunde, teures Meer der Welt, Reimt auf, was ihr gerühmt, die Dual ist tot. Mit allen Göttern war dies Schiff benannt, Wohl war Kapitän! O Harfenspieler! Welch' Karfentelch! Bravo! Die Männer auf! Und glockt, glockt, glockt — — —!“

Sein Gesicht verzerrte sich. Er machte Pablerbälle aus seinem Manuskript und warf sie in die Menge, die darauf mit Witzlingen antwortete.

Ich hatte, vom Bier unterkühlt, längst umsonst versucht, den Rasenden von seinem Tisch herunterzubekommen. Endlich wurde der Saal von der Wölge geräumt. Thomas von Aquino schrie fortwährend unter grollendem Gelächter. „Literatur! — Literatur! — Literatur!“ Er war dem Wahnsinn verfallen.

„Ausinanderkommen?“ Klang die Frage noch einmal.
„Warum auseinanderkommen?“
„Weil das nicht sein kann, was du denkst, weil das niemals sein kann. — Aber wir wollen uns nicht nochmals streiten. Den Frieden will ich auch.“
Sie hatte ruhig, freundlich gesprochen, aber seine Hand hatte sie nicht genommen. Es war, als habe sie die Hand gar nicht gesehen.
„Der Vater ist drin. Willst du ihn sprechen?“
„Damit war sie zur Tür gegangen und hatte sie geöffnet.“
„Ja — den Vater!“ sagte er und in seinen Augen leuchtete es triumphierend. Er trat durch die halboffene Tür und Toni ging in die Küche.
Johann Hardt sah am Schreibtische. Regentage benötigte er zur Erledigung seiner Schulheiligenspflicht. Es war so lange schönes Wetter gewesen, da hatte sich genügend Arbeit angeammelt. Auch lenkte ihn die Arbeit ab von den zornigen Gedanken, welche sonst über ihn kamen. Ganz vertieft lag er an der ausgelegenen Platte des altmodischen, schranfarbenen Tisches, Wäcker und Papiere neben sich. —
„Was gibst du?“
Er wandte den Kopf nach der aufgehenden Tür.
„Ich bin's, Vater Hardt,“ sagte Heinrich und legte die Hände in den Gehörgänge. „Guten Morgen!“
„A, der Heinrich! Guten Morgen!“
Das klang mütterlich. Heinrich blieb ein Stück abseits.
„Süßer wohl?“
„Das nicht. Ich sitze seit sieben Uhr, seit dem Frühstück, hier bei der Schreiberei. Galt! so wie so sehr mal verschau! also kommt nur, sehr Euch. Was soll's?“
Heinrich nahm sich einen Stuhl, der alte drehte den seinen rückwärts.
„Was soll es?“ Der junge Bauer sah in ein bitter finstres Gesicht und wurde befangen. „Einmal sehen wollt' ich, wie's hier stand, und ich geh' nach der Holzschleife — das könnte das Wetter was in Unordnung gebracht haben —“
„Wird wohl sein —“
„Und der Toni wollt' ich guten Tag sagen. Wir haben uns neulich veramnt. Frieden wollt' ich mit ihr machen.“
„Hm, hm!“ Das Gesicht wurde noch finsterner.
„Hab' sie schon gesprochen. Sie mault noch immer.“
„Aber, Vater Hardt, seit die Mutter hier war, macht mir das keine Sorge mehr. Die Mutter hat mir alles erzählt, und 's ist gut, ich kann warten, bis die Toni vernünftig wird.“
„Ja, das könnt' ihr. — Ich warte auch.“
„Großend kam das heraus, und in dem harten, welters-traunen Gesichte rannete etwas.“
„Es ist doch recht so?“ fragte der junge Bauer beiseiten.
Der Alte stand von seinem Stuhle auf und dehnte sich. „Ganz steif ist man bei dem Eizen geworden!“ Ob's recht so ist, wollt' ihr wissen? — Mir ist's recht. Aber, sagt mal, ihr haltet Euch wohl nur noch an den Vater? Fragt nur nach dem?“
„Ja.“
„Nach dem Mädel nichts?“
„Das kommt auf den Vater an.“
„Schön. Aber, wenn die Tochter nach dem Vater ist?“ Heinrich schrak zusammen.
„Das soll doch nicht heißen, daß sie hier so viel zu sagen hat, wie der Vater?“
Hardt sagte seinen Stuhl an der Lehne und stieß ihn trocken auf die Diele.
„Das soll heißen, daß ich seit zwei Tagen nicht mehr weiß, wer hier die letzte Entscheidung hat, die Toni oder ich. Auf mich könnt' ihr und die Mutter Leuthold Euch verlassen — aber die dort! Himmelsfackel, auf die verlaßt ich mich nicht mehr. Ich bin fuchtsenewild auf die, auf mich, auf Euch und die ganze Welt!“
„Gottig, mit halber Stimme, aber dröhnend vor innerer Wut, hatte es der Alte gesprochen. Nach einer Pause fuhr er fort:
„Solltet sehen, daß ihr doch mit dem Mädel selbst zu- recht kommt. Ich geh' es bald auf. Habe gestern mit ihr geredet. Sehr ernsthaft, sehr bestimmt. — Nichts ist heraus- gekommen. Das einzige kind, das letzte, was ich habe!“ Das hatte beinahe weiche Klängen.
Heinrichs Augen waren groß geworden. Entsetzt starrten sie auf den alten Mann, in dem es garte und arbeitete.
„Man möchte ich doch wissen, ob das heißen soll, daß das Mädel hier im Hause bestimmt, und nicht der Vater.“
„Himmelberggott, hörtet ihr denn nicht, daß ich das

selber nicht mehr weiß und deshalb so wütend bin! Geht, laß mich zuhauen. Ich in 'erst ruhiger werden, ehe ich einem anderen was Bescheidendes sagen kann. Bringt die Toni zurecht, und ihr tut auch mir was Liebes. Und schließlich ist sie doch kein Stück Vieh, das man verhandelt — sie ist ein Mensch! Werden, wie mir ist! Kreuzelnd! Immer wieder kommt mir der Gedanke, wo sie ist, ist sie als meine Tochter, ich würde gerade so sein, bin's vielleicht, wie ich jung war, gewesen. Und das einzige Kind, das letzte ist sie auch, kennt erst mal keinen, was das heißt! — Redet mit der Toni, bringt sie zurecht, dann kommt wieder —“
„Sie will mit mir nicht reden, darüber nicht; sie läßt mich stehen, wenn ich anfrage.“
Der Alte warfste.
„Dann wartet. Ihr wolltet es ja, und ich warte auch. Zu fürchten ist nichts. Dafür bin ich doch noch da. Dafür wenigstens.“
„Es ist gut,“ sagte Heinrich bekommen. „Es ist gut daß ihr wenigstens das sagt, Vater Hardt. Mich durchließ' schon wieder heiß und toll. Wenn ihr dafür einschreift, wenn ich nichts zu fürchten habe von jenem da — dann will ich warten.“
Er bot dem Alten die Hand. Der nahm sie, sah aber ärgerlich zu Boden. Die fragenden Augen Heinrichs belamen seine Antwort.
Da grüßte er kurz und ging. Die Toni sah er nicht mehr.
Was war aus dem harten Manne geworden, der ein so strenges Regiment in seinem Hause hielt. Was machte die Liebe zu seinem kleinen Kinde aus ihm? Mit dabei, kein großes Hoffen tief herabsinkenden Betrachtungen setzte Heinrich den Weg zur Holzschleife fort. Als er den Vielesweg hinausstieg, holte er den alten, grauhäutigen Brieselträger ein. Der Mann hustete und blieb stehen.
„Guten Tag, Herr Leuthold!“ sagte er heiser.
„Guten Tag, Mariens — 's geht wohl so?“
Der Alte nickte.
„Ganz hin bin ich — man sieht ja nicht mehr trocken. Das Bett sollt' ich, aber der Wind! Man hat keine Ver- taltung und der Dampf nicht gemacht werden. Dabei ist's jetzt gar schlimm. Alle vier Wochen mal braucht' ich da hinan, wenn die Frau Neude 'ne Verschlingung bekommt. Best' scheint's Tag für Tag sein zu müssen.“
Er hustete hoch, schüttelte mächtig Atem.
„Tag für Tag. Ich bin ganz hin!“
„Für wen?“ fragte Heinrich gezwungen.
„Für den Herrn Bruder, den Vater.“
„Und sonst habt ihr nichts zu befehlen?“
„Nichts, Herr Leuthold.“
„Sollt' ich's mitnehmen? Ich geh' hinauf.“
„Gott, wenn ich dürfte —“
„Ihr kennt mich ja, und 'ne Verschlingung ist's doch nicht?“
„Nein, Herr Leuthold, 'n kleines, dünnes Vrieschen.“
„Na, da geht's schon her, ich nehm's mit.“
Der Alte kramte in seiner Werttasche.
„Hier ist's — ich dankt auch sehr schön, ich hab's schon nötig. Bin gestern den ganzen Tag im Wetter gewesen.“
„Also macht kehrt! — und ruht Euch aus, so lang's geht.“
Und Heinrich stieg mit dem Briesel hinauf zum Holz- schleifenhause. In dessen Tür stehend, gewahrte ihn Frau Lemte.
Als sie Heinrich Leuthold erkannte, rief sie überaus froh, „Jesus, Herr Leuthold! Gut, daß ich Sie treffe, der Briesel- lipp ist mir vom Mittagessen weg, wie ich aufwisch, wieder in den Wald — — nicht zu halten ist er! Ich hab' ich nie manden zum Schicken und bei den Lagerstämmen müßten Krampfen eingeschlagen werden. 's ist alles verrückt, der Boden drunter ist ja weich, wie 'n Schwamm, 's hat keinen Halt nich, und sie sitzen uns noch in die Holzschleife, die Stämme. Dann war's Unglück fertig! — Das Wasser flaut sich. Querst reißt's uns das Holzschleifenhaus fort, und dann hier in der Richtung geht's runter und nimmt den Hardthof auch noch mit weg. Zum Schlimm muß ich Krampfen holen. Wenn ich wiedererfomme, wird wohl der Briesel da sein, denn zum Essen kommt er ja immer; dann soll er die Eizen einschlagen und Ketten durchziehen.“
„— dann würd's Unglück fertig.“ Klang es fort und fort in Heinrichs Ohr — das andere hatte er nur halb gehört. Die Frau in ihrem Oter aber sprach weiter:
„Gehen Sie nur selbst kauf. Herr Leuthold, sehen Sie

sich's an. Sie müssen ja doch auch Ihren armen Bruder bejagen.“
Der junge Bauer horchte hoch auf.
„Meinen armen Bruder, was ist's mit dem?“
„Jesus! Das wissen Sie gar nicht? Den Fuß hat er in Schienen, wird 'n wohl gedroschen haben, mir hat der Doktor nichts gesagt. Aber seit liegt er, der Herr Leuthold — es ist 'n recht's Unglück alles zusammen!“
Heinrich fragte und Frau Lemte erzählte, was sie von Werner's Unfall wußte.
Dann aber erklärte sie, daß sie keine Zeit mehr ver- loren dürfe, wenn sie weit unten im Dorfe die Krampfen holen wollte, zumal der Schindel sie nicht immer vorrätig hätte. Auch müßte sie zum Abend heim sein und für Mann und Mieter sorgen, für zwei Kranke. Sie grüßte kurz und wanderte eilig den Waldweg hinan.
(Fortsetzung folgt.)

Der literarische Vortragsabend.

Von Walter Nissen.
(Manuskript verboten.)
Vor Jahren sah ich eines Abends im Kolonnen-Kaffee in Pilsch.
Als am Abendtische ein Herr aufstand, zu mir herantrat und sagte, er habe mich nicht hören wollen, aber er glaube, mein Name sei so und so, und ob ich mich nicht an ihn erinnere?
Ich sah mir erstaunt seinen breitrumpfigen Zylinder und seinen langen roten Bart an und dachte, den Kerl kenne ich doch wirklich!
„Ja natürlich — Sie sind Herr — Herr —“
„Natürlich. Thomas von Aquino. München. Kabarett. Natürliche.“
Ich erinnerte mich. Der Mann hatte vor einiger Zeit ein Kabarett in München geleitet und war ein Decker- reicher namens Thomas Häbel. Da sein Kalenderheiligter Thomas von Aquino hieß, so nannte er sich Thomas von Aquino Heibel oder kurz Thomas von Aquino. Er hatte mich schon damals im Augustinerkloster durch die stammende und prächtige Art interessiert, mit der er die höchsten Ideen vertrat, aber der Conte X und der frühere Zenoich V hatten ge'agt, man dürfe nicht zu viel mit dem zusammen- kommen, denn er sei ein Hochpapier. Ich glaubte das nicht, dazu fehlte ihm das Beredende, jener Ausdruck von Hän- delntelligenz in den Augen.
Nun sah Herr von Aquino an meinem Tisch, reich mit dem Kerbel seinen Zylinder blank und erzählte vom Zus- sammenbruch seines Kabarett's. „Ich meine, was ich dem Vorstand durch für Kunstgenüsse vorgezigt habe, das spottete überhaupt jeder Beschreibung. Bloß zugreifen hätten sie brauchen. Man schalt ja der Jubel nachsinnig. Aber die besten Sachen fielen durch und es waren meist bessere Sachen. Ich hatte mit einen grünen Grad und hohe Jagd- stiel's einmal taufen — so fand ich da — na, Schwamm drüber. Einmal wendet sich's. Vorwärts — das ist das ganze Geheimnis der Erfolge.“
„Sind Sie nicht auch verheiratet?“
„Ja. Ich habe meine Frau im Abend zurückgelassen. Aber was bedeutet das gegen die weltliche Misere, in der sich dieses Weib befindet? Früh, wenn man aufwachte, stand der Kaffee bereits am Bett — das war keine Frage. Aber daß Homer gelebt hat, das werden Sie ihr nicht be- bringen können. Ich habe sie aus einer sinnlichen Leiden- schaft heraus getreit. Ich habe gelernt, daß man so etwas tun darf. Wasja. Gold wird sie bald bekommen können, sobald sie will — mich nie wieder!“
„Wieso Gold?“
„Ich werde hier wieder ein Kabarett ins Leben rufen. Ich mache bereits seit vorgestern Volkstheater. Einen täd- tigen Komponisten habe ich schon. Er ist augenblicklich Straßenbahnkassierer, aber ein sehr bedeutendes Talent. Ich werde ihn fördern, er wird bei mir im Orchester unter- kommen.“
„Haben Sie denn Geld? oder so etwas?“
„Nein. Wenn Sie tausend Franken käuflich haben, so können Sie sie mir geben. Diesmal liegt die Sache ja beiher. In der Schweiz ergibt sich noch kein Kabarett.“
Ich hatte nur flüchtig Franken, sonst wäre ich ohne weiteres darauf eingegangen, denn der Mann gestiel mir reichig gut.
„Schadet nichts,“ sagte er, „wenn man günstige Engo- ovements abschließen kann. So braucht man kein Geld. Leben

Sie wohl, Verehrtester, ich muß in die Bekümmernisse.“
Wir sahen uns ziemlich regelmäßig um dieselbe Zeit in den „Kolonnen“, und einmal merkte ich zufällig, daß die Kaffe-Kasse und die beiden Kaffee, die er so sich nahm, das einzige war, was er tagsüber besaß. Als ich ihn einmal besuchte, sah ich, daß seine Hauptstützen aus einem biden Manuskript, drei Kragen, einer Weste und einem alten Revolver bestanden.
Ich fragte ihn: „Sie haben wohl Kunst?“
„Ja manchmal. Vor den Menschen handlich. Da ist man machtlos. Vor den biden Körpern bescheiden, die ganz geduldig ankommen, aber dann schließlich so dumm aus- sehen, so wahnsinnig dumm —!“
Ich blühte ihn garst an.
Manchmal bezeugte ich ihm abends am Meer.
Wenn der Duft der Frühlingsnähte über den See kam, und die Sterne sonderbar ernst auf Heimitische niederstiegen, gab es Stunden, in denen ich Aquino so verändern konnte, daß man im Zweifel war, ob er jetzt eine Wüste trag oder sonst, aber ob beides Waaken seien. Heute weiß ich es, es waren beides Wirklichkeiten. Dieser Mensch war ein Dichter, mit einem glühenden und reinen Willen, mit einer hinzureichenden Kraft des Wortes und mit einem laudenden wundergläubigen Aberglauben. Er hatte einen Baus-Gelänge gemacht, die er „Prophezen“ nannte, und aus denen er mir hin und wieder rezitierte. Er sah dann in der Tat aus wie ein Prophet, mit seinem langen roten Bart, seinen großen, hartleuchtenden braunen Augen.
Einmal sagte er: „Hinauszufliehen, hinauszufliehen möchte ich ein einziges Mal meine Werke können! Ja Menschen! Dazu sind sie da, dafür hab ich sie gemacht! Was sind Worte, was ist Mühe auf dem Papier! Literatur, Malatur — befehle alle durchschneiden von Kreitzern!“
Einmal, als wir im Kaffee saßen, fiel mir etwas ein: „Hören Sie, machen Sie doch einen literarischen Vortrags- abend! Das bringt Geld, und damit können Sie dann, wenn Sie durchaus müssen, ihr Bett gründen.“
„Mensch,“ sagte er, „Sie haben ja recht! Ich lese meine Prophezen dort! Im Gottesdienste, warum sollte ich jetzt darauf! Es werden Plakate gedruckt: Thomas von Aquino liest seine Prophezen! Ich bin doch Realist! Ich habe doch bei Straßhof, Komitieren gelernt. Ich bin doch Schöler von Straßhof. Ruhen Sie sich auf die Plakate — — Keiner, noch einen Kaffee!“
Er stand bald auf, benötigte die Tisch und begann un- verzüglich mit den Vorbereitungen. Zunächst ging er zu einem Buchdrucker und ließ dreihundert Programme auf geräumigem Papier drucken. Außerdem dreihundert Ein- trittskarten in drei verschiedenen Farben, je nach dem Kreise der Plätze. Dann bezog er sich auf die Suche nach einem Saal und hatte das Glück, daß der Wirt des Kaffees Un- ter ihm den prachtvollen Gehal unter der Beibung überließ, daß gezeihen und getrunken werden könne.
„Der Mann berechnete sich ja doch,“ sagte Aquino nach- her zu mir, „Glauben Sie, daß jemand so zum Vieh her- abgefallen sein könnte, zu essen oder zu trinken, während ich meine Prophezen lese?“
Schließlich schickte er Einladungen an die Zeitungs- redaktionen. Freilich legte er bei.
Die Notizen erschienen in der Tat. Wir hörten sogar einmal im Kaffee ein paar junge Leute von der Sache sprechen. Aquino kaufte sich darauf eine neue Kravatte.

Am acht Uhr sollte die Sache beginnen. Um halb acht saßen wir in einer Ecke des Kaffees Umherum und waren ziem- lich aufgeregter, Aquino hatte stundenlang keine glanggeleitete Rede angelesen und trug eine gebaltete Weste. Er sprach wenig und ließ mit seinen gelben Kleingeldmünzen auf seinen trocknen Lippen herum. Einmal kam der Wirt zu uns, ein dicker unfreundlicher Mensch, und fragte, ob auch gelungen würde.
„Nein,“ sagte Aquino, „Aber am Schluß werde ich mit zwei eisernen Gewichten durch einen Reifen springen.“
Der Wirt betrachtete ihn sorgfältig und entfernte sich.
Herr Gänßel, Aquinos Zimmervermieter kam, hatte sich erboten, an der Kaffe zu sitzen. Er wußte warum. Die Zeit schlich langsam. Aquino schien gänzlich in sich versunken. Ich sprach ein paar mal zu ihm, er aber sah mit gläsernen Augen ins Leere. Gegen acht kam er zu sich, geriet sofort oben Anlaß in die beste Laune und erzählte Schürren.
Wißiglich erschien der erste Besucher.
Es war ein junger Mann mit Zweier und einem aus